

Zeitung Anzeiger

Was können wir zahlen?

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Wie lange ist es doch her, daß man in den Ländern unserer früheren Gegner nichts davon wissen wollte, daß die deutsche Reparationsverpflichtung in einer festen, unabweislichen Summe festgelegt werde? Als der Reparationsagent Barter Gilbert im Dezember seinen letzten Bericht veröffentlichte, teilte der französische Ministerpräsident Poincaré, einer unserer erbittertesten Gegner, dem Präsidenten der Reparationskommission, dem Senator Chaplain, in einem Briefe mit, er verdränge Barter Gilbert's Bericht auf Festlegung einer Endsumme nicht; das sei doch schon längst geschehen. — nämlich im April 1921, und zwar in Höhe von 132 Milliarden Mark. — Man tut Herrn Poincaré unrecht, wenn man annimmt, er befände sich so sehr im Irrtum über das, was Frankreich und die anderen Reparationsmächte insgesamt von Deutschland zu erwarten haben. Der französische Staatsmann vertritt sich nur deshalb auf seinen Schloß-Schein, weil er hofft, er könne mit unbedingtem (weil unerfüllbaren) Reparationsansprüchen an Deutschland später wieder einmal im Jahre 1923 deutsches Gebiet belegen und seinen alten Wunsch erfüllen, das linke Rheintal zu Frankreich zu schlagen. Wenige Tage nach Veröffentlichung des Gilbert'schen Reparationsberichts und nach dem erwähnten Briefe Poincaré's an Chaplain war der Reparationsagent selbst in Paris. Dort hat er dem ältesten Deutschengegner augenblicklich beigebracht, daß die anderen Staaten — voran Amerika — unter keinen Umständen eine Belegung neuen deutschen Gebietes dulden werden. Amerika hat zu viel Kapital in Deutschland angelegt, als daß es ruhig zusehen könnte, wie Deutschland von seinen Nachbarn in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gefesselt wird. Vielleicht hat Barter Gilbert in seinen Unterredungen mit Poincaré und Briand auch durchblicken lassen, daß Frankreich nur dann Aussicht habe, bei der endgültigen Schuldregelung mit Amerika gleichfalls behandelt zu werden, wenn es für alle Male auf militärisch-politische Extratouren an den Rheinfern verzichte.

Wenn wir bis jetzt den Davesenfeldt'schen abweisen konnten, so hat das zwei Gründe: wir haben noch längst nicht die Höchstmengen unserer Zahlungen erreicht und weiter ist die Ueberlieferung von Geld in fremder Währung (Devisen) an erwidrende, uns schützende Bedingungen geknüpft. Im letzten (dem dritten) Reparationsjahre, das am 31. August abgeschlossen ist, haben von den 125 Millionen Mark, die wir auf das Konto des Reparationsagenten bei der Reichsbank eingezahlt haben, nur 683 Millionen Mark (also weniger als die Hälfte) in fremder Währung überwießen („transferiert“) werden können. Wird aber die deutsche Endsumme festgelegt und „mobilisiert“ (d. h. in Form von Wertpapieren an das internationale Kapitalmarktpublikum verkauft), so müssen wir den ganzen Jahresbetrag an Zinsen und Tilgungssummen in fremder Währung zahlen. Wir haben bereits im Sommer 1921 einmal innerhalb weniger Monate einen größeren Devisenbetrag (es waren eine Milliarde Goldmark) zahlen müssen. Die Folge davon war, daß die deutsche Währung auf den letzten Monat des Jahres sank, während wir also nur annähernd den jetzt nach dem Davesenfeldt'schen

zahlenden Betrag in Devisen an unsere Gläubiger zahlen müßten, würden wir uns heute Gefahr laufen, daß unsere Währung ins Wanken gerät. Fällt bei der Neuregelung der Reparationsfrage der uns bisher zugestandene Transfer-Schutz fort, so dürfen unsere Jahreszahlungen ein sehr begrenztes Maß nicht überschreiten. Wir müssen daher schonen Einnahmen erheben, daß deutsche Endsummen in einer Höhe von 50 oder auch nur 25 Milliarden Mark ernsthaft diskutiert werden. Für eine Summe von 25 Milliarden Mark würde eine Jahreszahlung in Höhe von sieben Prozent für Zinsen und Tilgung genau 1 1/2 Milliarden Mark ausmachen. Solche Zahlungen müßten zur Abtragung der Schuld etwa ein Menschenalter hindurch fortgesetzt werden. Wer kann uns die Gewißheit geben, daß uns nicht aus neue die Währung, die Finanzen und die Wirtschaft zerstört werden? Darum müssen wir in unseren eigenen Interesse und in dem unserer Gläubiger, die wir nicht hinter Vordringende stellen wollen, eine Diskussion über die Festlegung der interalliierten Devisenpflichtigen Endsummen absteigen.

Vom Welt- und Luftverkehr.

Nannte man vor kurzem noch mit voller Berechtigung die Presse oft die sog. siebente Weltmacht, so ist hierzu seit ein paar Jahren unwavend die achte getreten: der Rundfunk. Was man in der Kinderstube der Radiomellen noch vor vier bis fünf Jahren kaum geglaubt hat, ist längst in Erfüllung gegangen. Selbst Jules Verne, der große phantastische französische Dichter, dessen 100. Geburtstag man erst kürzlich beging, hätte in seinen genialsten Einfällen kaum gewagt, etwa die heutzutage Verbreitung des Radiomüllens über die Erde in nur annähernd wahrheitsähnlicher Art zu schildern. Buchstäblich in jedes Haus, in jede Wohnung, ja wohl fast in die kleinste Kiste auf dem weltverlorenen fernen Lande trägt heute schon das Radio die Klänge der ganzen Erde. Auf den Schiffen mitten im Weltmeer, in den Eiswästen Alaskas und tief in den Pampas, in der einsamen Wüstenlandschaft der arktischen Gebirge — überall ist das Leben der zivilisierten Welt genaugenähert, getragen von den unsichtbaren Wellen des Lichters und aufgefangen von unsichtbaren Apparaten, deren uns „modernen“ Menschen kaum noch verblüffenden Wirkungen mehr denn je den uns einst so gewaltig erregenden Erdball zusammenkrumpfen lassen. Die Großstädte der Welt werden dauernd mit höchsten Energien Allen in den Raum, erdrückt und unterfützt von einer nicht geringen Anzahl weniger bedeutender Sendestationen, die den Funk über einzelne Länder, Gebirge und lokale Bezirke ausbreiten. Europa verfügt zur Zeit über nicht weniger als 15 Großsender mit einer Höchstreichweite über 22 000 Kilometer. Amerika besitzt deren 15 mit 11 100 Kilometer Reichweite. Afrika 6 mit 20 000 Kilometer Reichweite, Australien 5 mit 3900 Kilometer Reichweite und endlich Asien 2 mit nur 4600 Kilometer. — Die Bedeutung dieser internationalen Sender, an denen auch Deutschland erheblichen Anteil hat, geht aus der am 1. Juli vorigen Jahres erfolgten Gründung eines Welt-rundfunkvereins, der „Union Internationale de Radiophonie“, der seinen Sitz in Genf hat, am besten hervor. Diese Organisation ist dazu bestimmt, die völkerverbindenden Ziele des Rundfunks zu fördern und dürfte hoffentlich auch dazu berufen sein, endlich einmal die überaus wichtige Verteilung der Wellenlängen an die einzelnen Staaten in möglichst gleichmäßiger und gerechter Weise endgültig vorzunehmen. Der Vorbehalt des sog. „Rates“ des Welt-rundfunkvereins hat England inne. Was völkerverbindende Vorlesende sind Deutschland und Frankreich erlaubt.

Diesem „Rate“ eingebordnet sind die einzelnen Verteilungen: 1. der Rechtsausfluß, in dem die Schweiz, Deutschland, Dänemark, die Schweiz, Frankreich und Norwegen vertreten sind; 2. der Lehnliche Ausfluß mit Belgien, Frankreich, England, Frankreich, Deutschland, Schweden, Holland und die Schweiz; 3. der Ausfluß für geistliche, künstlerische und soziale Annehmungen mit Dänemark, Spanien, Belgien, Polen, Holland und England; und endlich 4. der Sonderausfluß für Organisations- und Sonderfragen, in dem England, Deutschland, Frankreich, die Schweiz und die Schweiz Sitz und Stimme haben. — Es ist natürlich zu wünschen, daß dieser Rundfunk erfolgreich arbeitet, denn der internationale Rundfunk ist heute ein anderes technisches Wunder der Neuzeit — das Flugzeug und das Luftschiff vielleicht ausgenommen — imstande, wirklich völkerverbindend und nationale Gegensätze überbrückend zu wirken.

Führerlose Jugend.

Im Berliner Kriminalgericht entrollte sich in diesen Tagen ein erschütterndes Zeitgemäße: Der Kriminall Paul Kranz steht vor den Geschworenen unter der fürchterlichsten Anklage, die einen Menschen überhaupt treffen kann — unter der des Mordes. So mancher Mordprozeß spielte sich in den Sälen des Moskauer Gerichtssaales ab, und die Beteiligten — Angeklagte, Verurteilte und Zuförer. Wenn aber gegen jenen g e n d i g e n Menschen, die noch nicht weit von den Kinderjahren entfernt sind, wegen des schwersten Deliktes, das wir kennen, prozessiert werden muß, dann ist das für die gesamte Menschheit geradezu aufschreckend bis in die Tiefen des Seelenlebens hinein. Es hat denn auch dieser Mordprozeß Kranz in ganz ungewöhnlicher Weise die Gemüter erregt. Bislangig ward ein trübes Kulturbild entfällt, und so mancher wird im Amerikaner-Exkurs gefragt haben: Wie? Ist das Jugend von heute — die einst Träger unserer Zukunft sein soll? Es wäre nun freilich nichts verkehrter als dies, unsere moderne Welt einige ihrer Vertreter so entsetzlich tief gefallen läßt. Kranz und seine ebenso unreifen Freunde und Freundinnen sind nicht jenen Typen der heutigen Jugend überhaupt — wenn sie es wären, wäre das die denkbar trübste Musik für die Zukunft. Wohl aber sind Kranz und sein Kreis — gleichgültig, ob das Urteil des Gerichts verhängend ist oder nicht — typisch dafür, wie weit Jugendliche, die der modernen, ersten Führung durch Erziehungslager früh entbehren, fallen, ja verwahten können. Denn das steht doch wohl dieser Prozeß mit aller Deutlichkeit, daß die für den jugendlichen Kreis des Kranz verantwortlichen Erziehungen dieser erzieherischen Pflichten nicht oder nur sehr oberflächlich erfüllt haben. Man wird hier noch

Sogre der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(24. Fortsetzung.)

Sie hatte Berechtigung, das sah Sohr wohl ein, aber er fand nicht den Mut zum Handeln. Noch war er so nichts, wirtschaftlich wenigstens, und deshalb war es nach keiner Meinung Anflug an Liebe und Ehe zu denken. Aber die Jahre in denen man mit fliegenden Segeln — halberleben — ins Glück fährt, immer nur ins Glück, ins rosenrote Glück, war er hinaus. Er wußte, was eine Ehe war und was sie zu bedeuten hatte. Ein Jahr hat dreihundert- und funfzigmalige Tage und ein Leben vieler — Ader Jahre. Wenn er schon eine Ehe einigang, dann eine aller menschlichen Voraussetzungen nach richtige. Das bedingte zur Grundlegung: Achtung, Zuneigung und eine geistliche Erziehung. Heißt sein Dreierbund Arianismus von seiner ersten Ehe schon nicht lagen können: „Und dieses Tauschen Tag und Nacht, nennt man der Ehe Zaubermittel“, sollte er es von seiner zweiten Ehe auch nicht. Bei ihm würde nicht La gezogen. Für ihn war die Ehe kein Zaubermittel.

Ammerich: eine Hilfe im Haus mußte er sich sichern. Frau Knecht legte am ersten Oktober das Fepier nieder und Fräulein Kerst's Jahr war am dreißigsten September zu Ende. Zeit war nicht mehr zu verlieren.

Da war Hannjörg Hingelmann wieder derjenige, der einen Fingerzeig gab. „Die Wammet ist ein tüchtiges Weibsbild“, sagte er gelegentlich einer Unterredung, „halt sie fest, Sohr. Wenn du nicht für immer willst, dann doch, bis du eine Frau hast.“

„Glaube ich, daß sie noch ein Weibsbild zählt?“

Da lächelte der alte Schloßbauer und blinzelte Sohr aus seinen kleinen Schweinsaugen auträulich an.

„Was gibt es da zu lachen, Hannjörg? Da ist gar nichts Scherisches dabei.“

„Doch, doch, Sohr, es ist schon zum Schaden, wenn einer ein offenes Schamhaar nicht fest hat. Kamst du her, weißt dich bei der in der Viehstadt, stellt in der Landwirtshof deinen Mann, kennst fränke Viecher füttern und Maschinen reparieren, tomst sogar handeln, besser wie der gerissenste Jüd in Berlin und fünfzig Kilometer drum rum, aber das Weibsbild, das kennst du nicht.“

„Weinst du?“

„Gar keine Ahnung hast du. Wenn ich du wäre — in Sprache, Zunge, Sange!“

Für den Abend hat denn auch Sohr Fräulein Kerst in den Garten.

Er sah schon seit einer halben Stunde dort auf seinem Bänkechen und sah der Sonne nach, die wie ein glühender Feuerball im Neniets verlaut. Im Parkbaum plapperte ein Star und eine Ammel lang im Hoderbusch. Was der Star-mas erzählte und die Ammel lang, hörte sich gut an. Wenn man doch hätte verstehen können, was ihre kleinen Herzen bezogte. Vielleicht hatten die beiden auch das Bedürfnis, sich auszulassen und reden nun mit sich selbst, weil keine teilnehmende Seele sie anhören und keine ihnen antworten wollte. Vielleicht auch erinnerte der Schwarzwitzler da oben mit seinen Taten, die er heute vollbracht oder aber gab seiner Gattin, die im weichen Netz ihre Jungen betreute, Beachtungsmittel für den kommenden Tag, und der Geldgeschwätzler im Hoderbusch lang eine Romanze oder was es gar ein Spottlied auf sein Vogelweide? Wer mochte das wissen! Ganz gewiß war es kein Abendgebet, das er lang, denn der schwarz Halmke hat nicht wie Frömmigkeit und Bekehrung aus. Der pfiff auf die Welt und den Himmel, war überhaupt ein Kerst, der nicht wußte, was sich schickte. Begegnete man ihm bei Tage, dann slog er ganz bestimmt mit einem freudigen Wob auf den nächsten Ast, drehte einem das Hinterkeil zu, hob den Schwanz und dachte — irgend etwas.

Goldner Art Regel gab es, wie es ja auch solcher Art Menschen geben soll.

Sohr war eben daran, das Worten aufzugeben, da leuchtete eine weiße Blule durch das grüne Blattwerk.

Enblich — leichtfüßig, ungelangen und freundlich, wie immer, kam Fräulein Kerst an ihm zu. Sie streckte ihm schon von weitem den Hand entgegen.

„Das ist nett von Ihnen“, sagte sie, „daß Sie mich zu einem Wänderbüchchen laden. Jetzt finde ich doch endlich, auch Gelegenheiten, Ihnen gratulieren zu können. Ich freue mich wirklich, Sie wissen gar nicht wie, daß Sie nun auf den Weg kommen, auf den Sie gehen.“

„Es ist noch nicht so weit, Fräulein Kerst. Ich habe doch einige Bedenken.“

„Aber ich bitte Sie! Da gibt es doch nichts zu bedenken. Fräulein Kerst ist ein schöner Mensch, der seinen Mann nährt. Da greift man doch mit beiden Händen zu.“

„Wenn — Fräulein Kerst — immer wenn! Das muß ja bei allem Guten dabei sein und ist auch immer dabei. Nur das Unangenehme hat kein Wenn und Aber.“

„Und das Wenn wäre?“

„Was halten Sie von einem frauenlosen Gutshaushalt, Fräulein Kerst?“

„Ah“, sagte sie und schloß verlegen. Dann tat sie in das grüne Blättergewirr, das sich zu ihren Füßen wühlte und sehr ungelungen fort. „Darum habe ich nicht geglaubt, daß Sie um eine Frau verlegen sein könnten. — Ohne Frau wird es die Dauer noch nicht gehen. Da würde Ihnen aus dem Haupte getragen werden.“

„Nichtig! Und das sieht mich eben noch zu keinem Entschluß kommen.“

„Dann heiraten Sie doch, Herr Sohr!“

„Wen denn?“

„Da fragen Sie mich zuviel. Es gibt aber Mädchen genug, die gerne Frauen werden möchten. Eine werden Sie schon finden.“

„Ich zweifle nicht. Nur Hals über Kopf geht das nicht. Heute vermag ich einer Frau nichts zu bieten. Ich bin noch abhändig.“

„Aber am ersten Oktober ist das anders!“

„Voranschicklich! Ich kann aber auch am ersten Oktober nicht gleich die Ehegang nach einer Frau aufnehmen. Auch wenn ich eine finde, pflegt zwischen Sehen und Siegen und zwischen Verlobung und Trauung eine gewisse Zeit zu liegen.“

„Das ist wohl wahr!“

„Und was bis dahin?“ — Am dreißigsten September geht ein gewisses Fräulein Kerst und ein gewisser Sohr darf zusehen, wie er sich behält.“

Fräulein Kerst belachlich die Epithen ihrer Fausfäule und Sohr, der dem Blick folgte, mußte konstataieren, daß zwei kleine, schmale Füße in den braunen Schlippers steckten.

Das war zwar nicht eigentlich der Zweck der Unterredung. Was ihn einem aber im Umgang mit Menschen an Beobachtungen aufdringt, muß man eben ad notam nehmen.

„Wo werden die kleinen Füße die beneidenswerte Erde drücken, wenn sie uns einschweben?“

Da lachte Fräulein Kerst ein klingendes Lachen. „Seht! Seht! Sie sich mal ansehen.“ Prudelte sie übermütig heraus. „Der raubheilige Sohr macht Komplimente! Und wenn welche machen! Tauschlich! — Wenn das bekannt wird — die Katalstroph! Weiß wallfahrte nach Fräulein Kerst! — Wenn Sie uns einschweben! Ganz allerliebste! — Und wenn meine einwandbeinendünzige Flund die beneidenswerte Erde brüden! Nieblich!“

„Sie hält's aus, Fräulein Kerst. Glauben Sie nicht?“

„Sehen Sie, das klebt Sie viel besser. Das geht zu Ihnen — bischen arrogant, bischen schonberdlich und ein bischen geradezu.“

„n bischen sehr manchmal.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Berliner

Was können wir zahlen?

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Wie lange ist es doch her, daß man in den Ländern unserer früheren Gegner nichts davon wissen wollte, daß die deutsche Reparationspflicht in einer festen, unabwehrlichen Summe festgelegt werde? Als der Reparationsagent Parker Gilbert im Dezember seinen letzten Bericht veröffentlichte, teilte der französische Ministpräsident Poincaré, einer unserer erbittertesten Gegner, dem Präsidenten der Reparationskommission, dem Senator Chaplain, in einem Briefe mit, er verleihe Parker Gilberts Vorschlag auf Festlegung einer Endsumme nicht; das sei doch schon längst geschehen. — nämlich im April 1921, und zwar in Höhe von 132 Milliarden Mark. — Man tut Herrn Poincaré unrecht, wenn man annimmt, er befinde sich so sehr im Irrtum über das, was Frankreich und die anderen Reparationsmächte insgesamt von Deutschland zu erwarten haben. Der französische Staatsmann verließ sich nur deshalb auf seinen Entschluß, weil er hoffte, er könne mit unbefriedigten (weil unerfüllbaren) Reparationsansprüchen an Deutschland später wieder einmal wie im Jahre 1923 deutsches Geld befragen und seinen alten Wunsch erfüllen, das linke Rheinufer zu Frankreich zu schlagen. Wenige Tage nach Veröffentlichung des Gilbertschen Reparationsberichtes und nach dem erwähnten Briefe Poincarés an Chaplain war der Reparationsagent selbst in Paris. Dort hat er den alten Deutschenhaß augenblicklich beiseite gelassen, daß die anderen Staaten — voran Amerika — unter keinen Umständen eine Besiegung neuen deutschen Gebietes finden werden. Amerika hat zu viel Kapital in Deutschland angelegt, als daß es ruhig zusehen könnte, wie Deutschland von seinen Nachbarn in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gestört wird. Vielleicht hat Parker Gilbert in seinen Unterredungen mit Poincaré und Briand auch durchgesehen lassen, daß Frankreich nur dann Aussicht habe, bei der endgültigen Schuldregelung mit Amerika günstig behandelt zu werden, wenn es ein für alle Male auf militärische und militärpolitische Extratouren an den Rhein rennen verzichte.

Wenn wir bis jetzt den Damesplan leidlich abwischen konnten, so hat das zwei Gründe: wir haben noch längst nicht die Höchstmöglichkeit unserer Zahlungen erreicht und weiter ist die Ueberwälzung von Geld in fremder Währung (Devisen) als erfahrungsmäßig uns schäblichere Bedingungen gestattet. Im letzten (dem dritten) Reparationsjahre, das am 31. August abgelaufen ist, haben von den 1425 Millionen Mark, die wir auf das Konto des Reparationsagenten bei der Reichsbank eingezahlt haben, nur 683 Millionen Mark (also weniger als die Hälfte) in fremder Währung überwiehen (transferriert) werden können. Wird aber die deutsche Endsumme festgelegt und „mobilisiert“ (d. h. in Form von Wertpapieren an das internationale Kapitalienpublikum verkauft), so müssen wir den ganzen Zahresbetrag an Zinsen und Tilgungsquoten in fremder Währung zahlen. Wir haben bereits im Sommer 1927 einmal innerhalb weniger Monate einen größeren Zahresbetrag (es waren eine Milliarde Goldmark) zahlen müssen. Die Folge davon war, daß die deutsche Währung auf den letzten Teil ihres Wertes sank. Wenn wir also auch nur annähernd den jetzt nach dem Damesplan zu

zahlenden Betrag in Devisen an unsere Gläubiger zahlen müßten, würden wir aufs neue Gefahr laufen, daß unsere Währung ins Wanken gerät. Fällt bei der Neuregelung der Reparationsfrage der uns bisher zugedachte Transferschlag fort, so dürfen unsere Zahreszahlungen ein sehr begrenztes Maß nicht übersteigen. Wir müssen daher scharfen Einspruch erheben, daß deutsche Endsummen in einer Höhe von 50 oder auch nur 25 Milliarden Mark ernsthaft diskutiert werden. Für eine Summe von 25 Milliarden Mark würde eine Zahreszahlung in Höhe von sieben Prozent für Zinsen und Tilgung genau 1 1/2 Milliarden Mark ausmachen. Solche Zahlungen müßten zur Abtragung der Schuld etwa ein Menschenalter hindurch fortgesetzt werden. Wer kann uns die Gewähr geben, daß uns nicht aufs neue die Währung, die Finanzen und die Wirtschaft zerrüttet werden? Darum müssen wir in unserem eigenen Interesse und in dem unserer Gläubiger, die wir nicht hinter sich führen wollen, eine Diskussion über die jetzt in der internationalen Öffentlichkeit genannten Endsummen ablehnen.

Vom Weltfunkfunkverkehr.

Kannte man nur vor kurzem noch mit voller Berechtigung die Presse oft die so seltene Grobmodi, so ist hierzu jetzt ein paar Jahrzehnte ungewissheit die achte getreten: der Rundfunk. Was man in der Kinderblüte der Radiowellen noch vor vier bis fünf Jahren kaum geglaubt hat, ist längst in Erfüllung gegangen. Selbst Jules Verne, der große phantastische französische Dichter, dessen 100. Geburtstag man erst kürzlich beging, hätte in seinen genialsten Einfällen kaum geglaubt, etwa die heutige Verarbeitung des Radioweltverkehrs über die Erde in nur annähernd wahrheitsähnlicher Art zu schildern. Aufstrebend in jedes Haus, in jede Wohnung, ja wohl fast in die kleinste Kiste auf dem weltverbreiteten flachen Lande trägt heute schon das Radio die Kräfte der ganzen Erde. Auf den Schiffen mitten im Weltmeer, in den eiswässigen Massas und tief in den Pampas, in der einheimen Raiküste hoch droben im unwirtlichen Gebirge — überall ist das Leben der zivilisierten Welt gegenwärtig, getragen von den unsichtbaren Wellen des Lichters und angefangen von unsichtbaren Apparaten, deren uns „modernen“ Menschen kaum noch verbliebenen Schwierigkeiten mehr denn je den uns einwirkend erleuchtenden Erdball zusammenstrumpfen lassen. Die Großfunkwellen der Welt gehen dauernd mit höchsten Energien Wellen in den Raum, ergänzt und unterstützt von einer nicht geringen Anzahl weniger bedeutender Sendestationen, die den Funk über einzelne Länder, Gegenden und lokale Bezirke ausbreiten. Europa verfügt zur Zeit über nicht weniger als 18 Großsender mit einer Reichweite über 22 000 Kilometer. Amerika besitzt deren 15 mit 11 000 Kilometer Reichweite, Asien 6 mit 20 000 Kilometer Reichweite, Australien 5 mit 9300 Kilometer Reichweite und endlich Afrika 2 mit nur 4600 Kilometer. — Die Bedeutung dieser internationalen Sender, an denen auch Deutschland erheblichen Anteil hat, geht aus dem 1. Juli vorigen Jahres erfolgten Gründung eines Weltfunkfunkvereins, der „Union Internationale de Radiophonie“, der seinen Sitz in Genf hat, unzweideutig hervor. Diese Organisation ist dazu bestimmt, die völkerverbin-

denden Ziele des Rundfunks zu fördern und dürfte hoffentlich auch dazu berufen sein, endlich einmal die so überaus wichtige Verteilung der Wellenlängen an die einzelnen Staaten in möglichst gleichmäßiger und gerechter Weise endgültig vorzunehmen. Den Vorsitz des sog. „Rates“ des Weltfunkfunkvereins hat England inne. Als stellvertretende Vorsitzende sind Deutschland und Frankreich erwählt.

Diesem „Rat“ eingedreht sind die einzelnen Abteilungen: 1. der Rechtsauschuss, in dem die Niederlande, Deutschland, Dänemark, die Schweiz, Frankreich und Norwegen vertreten sind; 2. der Technische Ausschuss mit Sitten für Belgien, Italien, England, Frankreich, Deutschland, Schweden, Holland und die Tschechei; 3. der Ausschuss für geistige, künstlerische und soziale Annäherung mit Österreich, Italien, Spanien, Belgien, Polen, Holland und England; und endlich 4. der Sonderausschuss für Organisations- und Sonderfragen, in dem England, Deutschland, Frankreich, die Tschechei und die Schweiz Sitz und Stimme haben. Es ist natürlich zu wünschen, daß dieser Bund erfolgreich arbeitet, denn der internationale Rundfunk ist wie kaum ein anderes technisches Wunder der Menschheit — das Flugzeug und das Luftschiff weitläufig ausgenommen — imstande, wirklich völkerverbindend und nationale Gegensätze überbrückend zu wirken.

Führerlose Jugend.

Im Berliner Kriminalgericht entrollte sich in diesen Tagen ein erschütterndes Zeitgemälde: Der Brimmarer Paul Kranz steht vor den Geschworenen unter der fürchterlichen Anklage, die eines Menschen Überhaupt treffen kann — unter der des Mordes. So mancher Mordopfer spielte sich in den Sälen des Moskiter Gerichtssaales ab, und jeder Kranz dieser Art ist eine aufregende Sache für alle Beteiligten — Angeklagte, Gerichtshof und Zuhörer. Wenn aber gegen jugendliche Menschen, die noch nicht weit von der Kinderjahre entfernt sind, wegen des Mordes ein Strafverfahren geführt wird, so ist das für die gesamte Öffentlichkeit geradezu aufsehenerregend bis in die Tiefen des Seelenlebens hinein. So hat denn auch dieser Mordopfer Kranz in ganz ungewöhnlicher Weise die Gemüter erregt. Allseitig war ein trübes Kulturbild entrollt, und so mancher wird im Inneren erstarrt gefast haben: Was? Ist das Jugend von heute — die einst Träger unserer Zukunft sein soll? Es wäre nun freilich nicht verkörpert als dies, unsere moderne Jugend in Aufschwung und Hagen hart verurteilen zu wollen, weil einige ihrer Vertreter so entsetzlich tief gefallen sind. Kranz und seine ebenso unreifen Freunde und Freundinnen sind nicht Typen der heutigen Jugend überhaupt — das sieht doch wohl jeder Kranz mit aller Deutlichkeit für die Zukunft. Wohl aber sind Kranz und sein Kreis — gleichgültig, ob das Urteil des Gerichts vernünftig ist oder nicht — typisch dafür, wie weit Jugendliche, die der wohlwollenden, ersten Führung durch Erwachsene allzu früh entbehren, fallen, ja verfallen können. Kranz hat alle Zeichen der Führerlosigkeit, daß die ihm jugendlichen Kreis der Kranz verantwortlichen Ermadlungen ihre erzieherischen Pflichten nicht oder nur sehr oberflächlich erfüllt haben. Man wird hier noch

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(24. Fortsetzung.)

Sie hatte Berechtigung, das sah Sohr wohl ein, aber er fand nicht den Mut zum Handeln. Noch war es so nichts, wirtschaftlich wenigstens, und deshalb war es nach seiner Meinung Unfug, an Liebe und Ehe zu denken. Lieber die Jahre in denen man mit fliegenden Segeln — holderndob — ins Glück fährt, immer nur ins Glück, ins rotenrotte Glück, war er hinaus. Er wußte, was eine Ehe war und was sie zu bedeuten hatte. Ein Jahr hat dreihundertundfünfundsiebzig Tage und ein Leben vieler. Aber Jahre Wenn er schon eine Ehe einigang, dann eine aller menschlichen Voraussicht nach richtige. Das bedingte zur Grundlage: Achtung, Zuneigung und eine gelicherte Erziehung. Ihm sein Dichtertum Aibeauum von seiner ersten Ehe schon nicht sagen können: „Und dieses Trauzehns Tag und Nacht, nennt man der Ehe Außenbrecht“, sollte er es von keiner anderen Ehe auch nicht. Bei ihm würde nicht Tau gegogen, für ihn war die Ehe kein Turnieren.

Ammerbin: eine Hilfe im Haus mußte er sich sichern. Frau Raden legte am ersten Oktober das Feder nieder und Fräulein Kerfs Jahr war am dreißigsten September zu Ende. Zeit war nicht mehr zu verlieren.

Da war Hannjörg Hingelmann wieder derjenige, der einen Fingerzeig gab.

„Die Mamele ist ein tüchtiges Weibsbild“, sagte er gelegentlich einer Unterredung, „halt sie fest, Sohr. Wenn du nicht für immer willst, dann doch, bis du eine Frau hast.“

„Glaublich du, daß sie noch ein Vierteljahr zugibt?“

Da lächelte der alte Schlauberger und blitzte Sohr aus seinen kleinen Schweinsaugen heraus an.

„Was gibt es da zu lachen, Hannjörg? Da ist gar nichts Sicherliches dabei.“

„Doch, doch, Sohr, es ist schon zum Lachen, wenn einer ein offenes Scheunentor nicht fest. Konntst allerhand: weißt Bescheid in der Viehzucht, stellst in der Landwirtschaft beim Mann, tannt frucht Vieher kurieren und Maschinen reparieren, tannt sogar handeln, besser wie der geriefte Bub in Berlin und fünfzig Kilometer drum rum, aber das Weibsbild, das kennst du nicht.“

„Meinst du?“

„Gar keine Ahnung hast du. Wenn ich du wäre — Junge, Junge, Junge!“

Für den Abend hat denn auch Sohr Fräulein Kerst in den Garten.

Er sah schon seit einer halben Stunde dort auf seinem Bänkehen und sah der Sonne nach, die wie ein glühender Feuerball im Westeise verlaut. Im Vorraum plapperte ein Stör und eine Amsel lang im Hoderbüschel. Was der Stör erzählt und die Amsel lang, hörte sich gut an. Wenn man doch hätte verstehen können, was ihre kleinen Herzen bewegte. Vielleicht hatten die beiden auch das Bedürfnis, sich auszusprechen und redeten nun mit sich selbst, weil keine teilnehmende Seele sie anhören und keine ihnen antworten wollte. Vielleicht auch erinnerte der Schwarzfittige da oben mit seinen Laten, die er heute vollbracht, aber aber gab er sich nicht Mühe, die Jungen detreine, den Tag, und der die Romane oder ein? Wer mochte denbesager, das er wie Frömmigkeit die Welt und den wußte, was sich dann folg er ganz den nächsten 27, schwarz und dacht

auch solcher Art aufzugeben, da ne Blätter, er freundlich, wie Sie streckte ihm

daß Sie mich zu ich doch endlich können. Ich freute Sie nun auf den

ich. Ich habe doch nichts zu bedeuten. nen Mann näht. zu.“

„Und das muß ja immer dabei. Nur bei.“

den Gutsausstatt,

Fräulein Kerst?

„Ah“, sagte sie und schweig verlegen. Dann hat sie in das grüne Blättergewirr, das sich zu ihren Füßen wölbe und anfangen fort: „Dann habe ich nicht gedacht, daß Sie um eine Frau verlegen sein könnten. — Ohne Frau wird es auf die Dauer wohl nicht gehen. Da würde Ihnen zu viel dem Hause getragen werden.“

„Richtig! Und das ließ mich eben noch zu keinem Entschluß kommen.“

„Dann heiraten Sie doch, Herr Sohr!“

„Wen denn?“

„Da fragen Sie mich zuviel. Es gibt aber Mädchen genug, die aerne Frauen werden möchten. Eine werden Sie schon finden.“

„Ich zweifle nicht. Nur Hals über Kopf geht das nicht. Heute vermag ich einer Frau nichts zu bieten. Ich bin noch abhängig.“

„Aber am ersten Oktober ist das anders!“

„Vorläufiglich! Ich kann aber auch am ersten Oktober nicht gleich die Gezend nach einer Frau atloffen. Auch wenn ich eine fände, pflegt zwischen Ehen und Stegen und zwischen Verlobung und Trauung eine gewisse Zeit zu liegen.“

„Das ist wohl wahr!“

„Und was bis dahin? — Am dreißigsten September geht ein gewisses Fräulein Kerst und ein gewisser Sohr darf gehen, wie er sich befristet.“

Fräulein Kerst ließ sich angeleentlich die Spitzen ihrer Hausschuhe und Sohr, der dem Bild folgte, mußte konstataren, daß zwei kleine, idmale Füße in den braunen Schlippers steckten.

Das war zwar nicht eigentlich der Zweck der Unterredung. Was sich einem aber im Umgang mit Menschen an Beobachtungen aufdrängt, muß man eben od notan nehmen.

Wo werden die kleinen Füße die beneidenswerte Erde drücken, wenn sie uns entsähenen?“

„Da lachte Fräulein Kerst ein klingendes Lachen. „Nicht lassen Sie sich mal ansehen“, sprudelte sie übermütig heraus. „Der raubheimgige Sohr macht Komplimente! Und kann welche machen! Tatsächlich! Wenn das bekannt wird — die Katerstrolche! Weil mal ohne nach Fünftensicht!“

Wenn Sie uns entsähenen! Ganz allerliebt! — Und wenn meine einkundertneunhundertfünfzig Pfund die beneidenswerte Erde drücken! Niedlich!“

„Sie hält's aus, Fräulein Kerst. Glauben Sie nicht?“

„Ehen Sie, das flücht Sie viel lieber. Das geht zu Ihnen aufdrängt! Weil mal ohne nach Fünftensicht!“

„Nicht lassen Sie sich mal ansehen, bisshen schneiderlich und ein bisshen gerad.“

„Nicht lassen Sie sich mal ansehen.“

(Fortsetzung folgt.)

